

Stern  **Zeiger**

Illustrierte Zeitschrift
für
Glaubensverbreitung



• Herausgegeben v. Missionshaus der Söhne d. hl. Herzen Jesu •
Missionäre für Central-Afrika.

Gebet für Bekehrung der Ungläubigen, Irrgläubigen und verstockten Sünder.

Vom heiligen Franz Xaver.

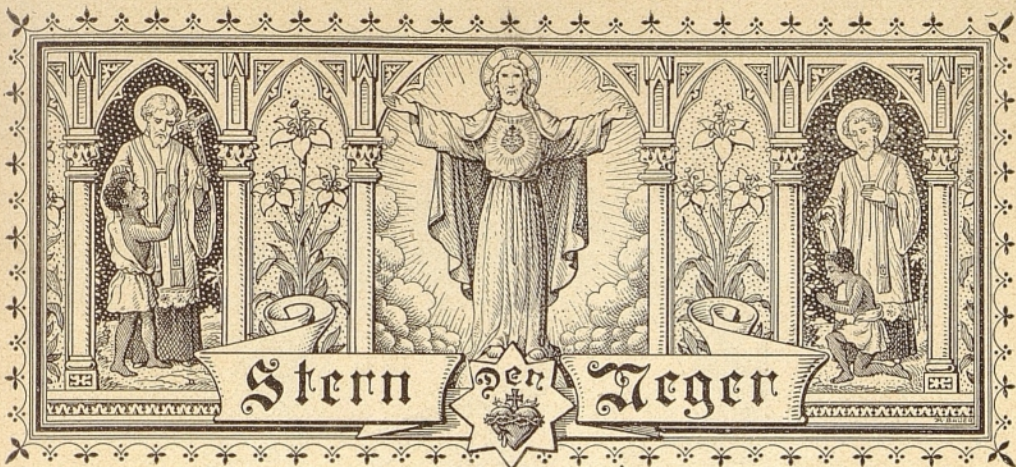
Allmächtiger, ewiger Gott, Du Schöpfer aller Dinge: gedenke, daß die Seelen der Ungläubigen, Irrgläubigen und Sünder von Dir, und zwar nach Deinem Ebenbilde erschaffen worden. Sieh', o Herr, wie zu Deiner Schmach die Hölle mit denselben angefüllt wird. Gedenke, daß Dein lieber Sohn Jesus Christus für ihr Heil den schmerzlichsten Tod erduldet hat. Laß, o Herr, nicht ferner zu, daß Dein Sohn von ihnen verachtet und verschmäht werde, sondern laß Dich durch das Gebet Deiner Heiligen und durch das Flehen der Kirche, der Braut Deines Sohnes, versöhnen. Sei eingedenk Deiner Barmherzigkeit, vergiß ihrer Abgötterei, ihrer Hartnäckigkeit und all ihrer Bosheit und laß auch sie einmal erkennen, fürchten und lieben den Herrn Jesus Christus, welchen Du gesandt hast, und der da ist unser Heil, unser Leben und unsere Auferstehung; durch den wir erlöst und gerettet worden sind. Ihm sei Ehre in alle Ewigkeit. Amen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Gaben. (Monat August)

Rudolf Seiner, Kaplan in Göß, 5 fl. für das Missionschiff; Heinrich Mayer, Kaufmann, Ried, Oberöft., 1.50 fl.; Maria Krill, Wien, 5 fl. für das Missionshaus; Johann Kalan, Kaplan, Stein, 20 fl.; Hubertine Blistain, Ahrweiler, 22 M.; aus Furth i. Wald 70 M. Messstip., 10.11 M. für die Mission, 27.11 M. für das Missionshaus; Thomas Zupan, Redacteur der „Danica“, Laibach, 5 fl. für das Missionshaus; Johann Kalan, Kaplan, Stein, 20 fl. für hl. Messen; Alois Schmitt, Pfarrer, Kriegsfeld, 56 M.; Franz Unterhofer, Neupriester, Wien, 10 fl.; durch Dr. J. Chr. Mitternugner, Neustift, von Fürstin Waldburg-Wolfegg 100 M.; Maria Schildknecht, Wyl, St. Gallen, 4.50 Francs; Karolina Fisch, Rorschach, St. Gallen, 2 fl.; Christian Berkmann, Pfarrer, Bischofshofen, 1.50 fl.; Ludwig Brunner, Cooperator, Fügen, 1 fl.; Marienhaus, Waldbreitbach, Neuwied 4.50 M.; aus Furth i. Wald 20 M. für die Missionen, 103.50 M. für hl. Messen, ferner 400 M.; Bruno Schneider, Pfarrer, Beneschau (Oberschlesien) 6 M.; aus Bayern 21 M. zum Loskaufe eines Negerkinds; Ungenannt 1 fl.; A. Henögl, Franciscaner, Maria-Trost bei Graz 50 fl.; aus Ebersberg, Bayern, 60 M.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.



Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

→ Erscheint am Ende jeden Monats. ←

Nr. 8.

August 1899.

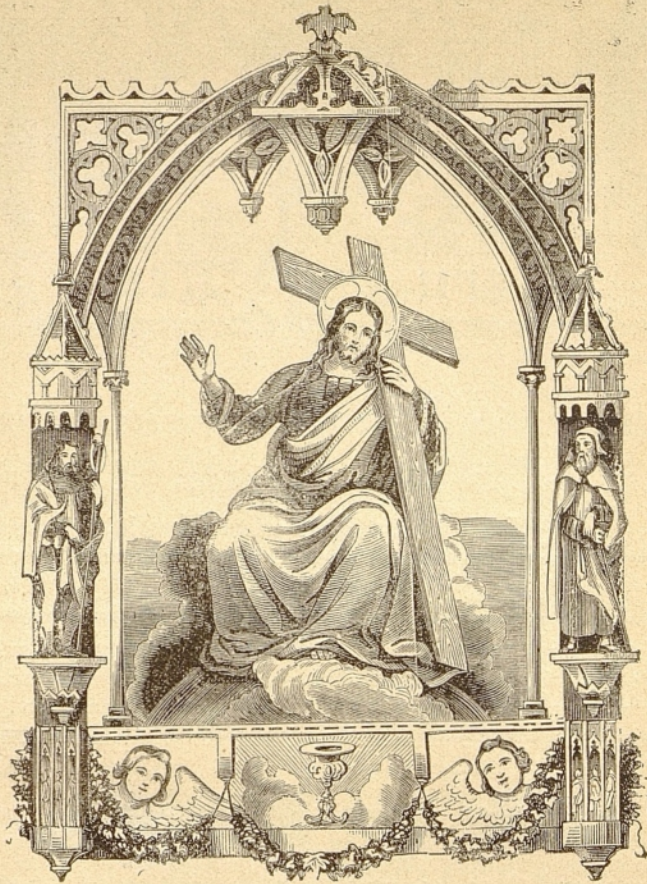
II. Jahrgang.

Inhalt: Unser neues Missionshaus. — Das Gebet der Neger (Gedicht). — Cardinal Gruscha. — Die Bischarinen. — Josef Abdallah. — Von Kairo nach Chartum. — Aus dem Leben einstiger Neger-Sclaven: G. Edmund Bischara. — Verschiedenes.

Unser neues Missionshaus.

Wenn diese Nummer in die Hände unserer Leser gelangt, wird unser neues Missionshaus bereits bezogen sein. Am Montag, 28. August, Fest des großen afrikanischen Bischofes und Kirchenlehrers hl. Augustinus, nimmt Se. Excellenz der Hochwürdigste Fürstbischof Simon Michner die Einweihung des Baues vor und alsdann wird unsere Ordensfamilie in das von bischöflicher Hand geweihte Haus einziehen. Den Aufenthalt im neuen Hause werden wir mit den Geistlichen Übungen einleiten, welche unter Leitung eines Priesters der Gesellschaft Jesu am 30. August ihren Anfang nehmen. In der nächsten Nummer werden wir mit dem Bilde des neuen Hauses auch einen Bericht über die Feier der Einweihung bringen.

Das Haus steht da mit Gottes Hilfe: aber bezahlt ist es noch lange nicht ganz; dazu fehlt die Einrichtung und vieles andere, was zu so einem Hause gehört. Wir bitten daher unsere werthen Freunde und Leser auch für die Zukunft um milde Gaben für unser Haus. Vergelt's Gott für alle bisherigen und ferneren Gaben! —



Das Gebet der Neger.

Der Du, o Vater, in dem Himmel wohnest,
 Dein Nam' sei heilig, stets gelobt, gepriesen;
 Und Dir, o Geist, der ewig mit Ihm thronest
 Im Himmelszelt, sei gleiche Ehr' erwiesen.
 O sende uns Dein Reich, den süßen Frieden!
 Dein heil'ger Wille soll erfüllt werden,
 Wenn Du die Gnade uns beschieden,
 So wie im Himmel, also auch auf Erden!
 „Hosanna!“ jubeln stets die Engelhöre,
 Und freudig folgen wir: „Dem Herrn sei
 Ehre!“

Gib täglich Nahrung uns für Leib und Seele,
 Und unserer Sünden wolle nicht gedenken.
 In Deine Händ' ich meinen Geist empfehle,
 Will nach dem Hasen sich mein Schiffelein
 lenken.

Gelobet hab' ich's: „Allen ich verzeihe,
 Die mich beleidigt je in diesem Leben.“
 Drum steh' auch an, o Vater, meine Knecht
 Und wolle meine Sünden mir vergeben!
 Den Geist der Lüge, Herr, leg' ihn in Ketten!
 Und wolle stets vor seiner List mich retten.

Bernhard Jörn, S. d. hl. L.

Zum Feste des hl. Petrus Claver.

(9. September.)

Belebt sind Cartagenas schwüle Straßen;
Vor Anker liegt mit Slaven reich ein Schiff,
Man eilt, der Troß wird schändlich nun ver-

handelt,

Das Fieber schüdder Habsucht längst ergriff
Die Goldesdürst'gen. — O, unsel'ge Habgier!
Der Lebensfahrt stets droh'nder Felsenriff!
Wie viele Seelen sind's, die an dir stranden,
Die nie im ew'gen Hafen werden landen.

Wer eilt vor allen dort so ernstern Schrittes?
Gewinnsucht, Geldgier schnürt sein Herz wohl

ein?

Er wählet nicht, alle will er sie erwerben,
Doch wählet er, so wird's der ärmste sein,
Den er zuvor sanft väterlich umarmt:
Er sieht der Seelen Wert, nicht auß'ren Schein.
Er ist der Vater, ja der armen Neger!
Sanct Petrus Claver, ihr getreuer Pfleger.

Nicht Gold, noch Hoffnung nichtigen Gewinnes
flößt ein der Seele solchen Heldenmuth,
Denn Gold kann wahren Opfer Sinn nicht geben:
Die echte Liebe, glüh'nd wie Feuersglut
Nur kann das eig'ne „Ich“ vergessen, denkt

stets

An Seelen nur, den Preis von Jesu Blut.
Nur diese Liebe gibt dem Herzen Stärke,
Nur diese Lieb' vollbringet Heldenwerke.

O Claver, hast schon alle Gott gewonnen,
Nach mehr dich sehnennd stehst du still am

Strand,

Ersoschen sind nicht deines Eifers flammen,
Du sehnst dich über's Meer ins theure Land
Der Neger. — Blick' auf deine Schutzbefohlenen,
An dich schließt sie dasselbe Liebesband;
Sieh den Verein, den Negern Heil zu bringen,
Sieh die Apostel, die am Kampfplatz ringen.

Bernhard Kohlen, F. S. C.



Die schmerzhaft' Mutter.

(Zum Feste der sieben Schmerzen Maria's, im September.)

Bei dem Kreuz' die schmerzreiche,
Tiefbetrübt' Mutter steht
Und beim Anblick ihres Sohnes
Durch das Herz ein Schwert ihr geht.

Sieht ihn ganz entstellt von Wunden,
Auf dem Haupt' die Dornenfron',
Um ihn her die Feinde wüthen,
Sätt'gen ihn mit Spott und Hohn.

Von dem Vater selbst verlassen,
Sieht sie ihn in seinem Schmerz
Leiden ohne Trost und Stärke;
Welche Pein für's Mutterherz!

Schaudernd sieht sie ihn verbleichen,
Sieht wie er schon kraftberaubt
Nach so langen, bittern Stunden,
Sterbend senkt sein göttlich Haupt.

Drück', o Mutter, deine Schmerzen,
Deine Qualen, deine Pein,
Die beim Kreuz' du hast empfunden,
Tief in meine Seele ein.

Steph. M. Döckner, F. S. C.



Cardinal Gruscha.

Als Organ des „Marien-Vereines“ für Afrika“ bringen wir unseren Lesern das aus früheren Jahren stammende Bild des hochverehrten Präsidenten des Centralausschusses des Marienvereines, Sr. Eminenz des Cardinals Anton

Joseph
Gruscha,
Fürsterz-
bischofes
von Wien.

Cardinal
Gruscha zählt
zu den älte-
sten Mitglie-
dern des Ma-
rienvereines,
er stand an
dessen Wiege
und ist im
Laufe der
Jahrzehnte
bis auf heute
der treueste
und mächtig-
ste Förderer
dieses öster-
reichischen
Missions-
vereines ge-
blieben.

Geboren
zu Wien am
3. November
1820, zum
Priester
geweiht am
4. Mai 1843,
zum Aposto-
lischen Feld-
vicar ernannt
am 19. Jan.
und als Titi-
lar-Bischof
von Carthä
consecrirt
am 28. April



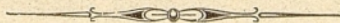
Cardinal Anton Gruscha,
Fürsterzbischof von Wien.

1878, als
Fürsterz-
bischof von
Wien inthro-
nisiert am
6. Juli 1890,
zur Cardi-
nalswürde
erhoben am
1. Juni 1891
ist Gruscha
gegenwärtig
der rangälte-
ste Cardinal
Desterreichs.
Die allseitige
Verehrung
gegen den
Wiener
Oberhirten
fand einen
lebendigen
Ausdruck bei
Gelegenheit
der letzten
Staropera-
tion, die ihm
zur Freude
aller das
Augenlicht
wiedergab.

Es ist un-
möglich, in
den engen
Rahmen
einiger Zeilen
die Verdienste
Cardinal
Gruschas auf
verschiedenen
Gebieten und

in verschiedenen Stellungen, besonders als früheren Präses und jetzigen Centralpräses des Gesellenvereines, zu schildern. Unsere afrikanische Sache hat im Fürsterzbischof von Wien eine mächtige Stütze und die Mission von Centralafrika, welche Oesterreich so nahe steht, war unter den Missionen von jeher sein Lieblingskind.

Indem wir an dieser Stelle den ehrfurchtsvollsten Dank vor unserem hohen Gönner und Wohlthäter niederlegen, wünschen wir demselben noch viele Jahre geistiger und körperlicher Rüstigkeit zu segensreicher Wirksamkeit zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen.



Die Bisharinen.

Von P. Otto Huber, F. S. C. apostolischer Missionär.

(Fortsetzung.)

Die bisharinische Sprache ist fließend und dumpf tönend. Sie ist eigenthümlich und deshalb schwer zu erlernen. Harte Kehllaute hat sie nicht. Eine Besonderheit dieser Sprache ist ein d, das halb Zahn- und halb Lippenlaut ist. Die Bisharinen nennen ihre Sprache tobedäuja, Ableitung von bedauïetu (vielleicht das Beduinische.) Hier biete ich den freundlichen Lesern das Vater unser, Begrüßet seist du Maria und Ehre dem Vater.

Vater unser: bābun ū teberētei, ōsemok fekakāmad, dāiaitōk etiéd, l'ētok adamānténid ariéne, kak teberētib l'ossédinki bāku. támón mhāona hihona kāresto toi, afuāhona teschaguinei henen ā lhasinān afūnaine afū afuāhona, djarābtida bāschumsāhona, lakín alai tomāgti wasāhona.

Begrüßet seist du: Ana rahabānhoki Māriamei, tū tōn'om atābtei, onāb hidāisok ehatem'āte batūk barakātui, barakātu kalauaitōkt molūc nebion Jesús. tefākīh Māriamei, alāia tefāranai, silēli henagelida henen ē schaguāba, ōnhob odōrib iatōntu Aimn.

Ehre sei dem Vater: bābāid, u'ōrid, eschūk alaiōda scha'a. kak heb edelele ōnhob karsōhob karsō edērib. Amin.

Im Auftrage meiner Obern hatte ich mich etwas mit der bisharinischen Sprache beschäftigt und bediente mich dazu der hier zu Assuan sich befindlichen Bisharinen. Wie an andern Orten dem Nil entlang so haben sich die Bisharinen auch zu Assuan niedergelassen. Östlich von der Stadt in einer Entfernung von 20 etwa Minuten auf einer großen, wüsten Fläche, „Gatania“ genannt, erblickt man da und dort zerstreute Zelte von verschiedener Größe. Treffen viele Bisharinen aus ihrem Lande ein, so vermehren sich die Zelte, wandern dagegen mehrere in ihre Heimat zurück, so vermindert sich die Anzahl der Zelte. So genügt ein flüchtiger Blick über das Bisharinenviertel, um die Zahl der Anwesenden annähernd zu bestimmen. Ziegen und Schafe schlendern dort herum, um irgend einen genießbaren Bissen zu erhaschen. Kleine, oft nackte Kinder mit langen Haaren wälzen sich im warmen Sande herum. Im Schatten der Zelte sitzen einige Männer von wilhem Aussehen, runzeligem Gesichte und schmutzigen Bärten. Sie haben keine Beschäftigung, weshalb sie die kostbare Zeit mit Geschwätz todt-schlagen. Sie hocken nach arabischer Art mit verschränkten Beinen am Boden oder auf einem halbzerbrochenen Angareb (eine Art Ruhebank). Anderswo sitzen die Weiber und sind mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, jagen auf Ungeziefel oder legen ihre Hände müßig in den Schoß, wenn sich nämlich das Gespräch um so wichtige Dinge dreht, die ihre ganze Geisteskraft in Anspruch nehmen. Andere ziehen vor, in ihrem Zelte sitzen zu bleiben, und stecken den Kopf hinaus, um die Tagesereignisse zu überblicken. Wieder andere, des Sitzens müde, verlassen das

Quartier und schlendern auf dem Markte herum, um ihre Neugierde zu befriedigen oder um ihre Sachen zu verkaufen.

Eines Tages kauften wir von einem Bischarinen zwei Schafsfelle, jedwedes für 3 Piafter; das waren im ganzen 6 Piafter. Der Bischarine wollte sich von der Richtigkeit des ihm überreichten Betrages selbst überzeugen. Man hätte sehen sollen, wie sich der arme Mann quälte, auf seinen Fingern die große Addition von 2×3 zu machen. Endlich nach wiederholten Proben nickte er mit dem Kopf bejahend zu und gab uns so zu verstehen, daß er zufrieden sei. Die wichtigste Beschäftigung haben die Bischarinen am Donnerstag, wo sie Vieh verkaufen. Zur Winterzeit machen die Bischarinen hier zu Assuan gute Geschäfte während der Anwesenheit der Touristen. Sie lassen sich von ihnen photographieren, begleiten dieselben und erhaschen manch fettes Trinkgeld. Die bischarinischen Knaben umgeben schon am frühen Morgen das Hotel. Sie gefallen den Touristen am meisten, denn nebst ihrer angenehmen Gestalt wissen sie sich gar hübsch zu benehmen. Freudestrahlend kehren sie mit dem erhaltenen Trinkgelde ins Lager zurück. In diesem trifft man überall Unreinigkeit und Schmutz. Es herrscht allgemeines Stillschweigen, das bisweilen vom Zanken und Streiten der Weiber unterbrochen wird. Es ist nicht empfehlenswert, sich zu sehr den Zelten zu nähern, sonst fallen die schmutzigen Invasoren über den Fremden her und wollen auf jede Weise von ihm ein Trinkgeld bekommen. Das Bischarinenquartier befindet sich in der Nähe der Eisenbahnlinie. Die Eisenbahn ist für diejenigen Bischarinen, die zum erstenmale nach Assuan kommen, eine seltsame Erscheinung. Mit Erstaunen und Schrecken zugleich sehen diese unwissenden Menschenkinder das schwarze Fahrzeug einherbrausen, das Rauch und Feuer speit. Der Teufelswagen kommt, rufen sie aus und laufen davon. Bald aber gewöhnen sie sich daran. Die Bischarinen gehen immer zu zweien, mit Stöcken versehen; denn sie sind mißtrauisch. Sie nennen sich immer Brüder. Wann ich mir zum Zwecke der Erlernung der Bischarinensprache einen kommen ließ, so trafen immer zwei ein. Ihre Sprache machte mir am Anfang unendliche Schwierigkeit; ich vernahm nichts als eilige, dumpfe Laute, die vom Anfang bis zum Ende ein Wort schienen. Dazu der mürrische, ungeduldige Charakter der Bischarinen, die mir für ein Wort zehn sagten und am anderen Tage nicht mehr kamen. Eines Tages gelangten hier zwei Bischarinen an, deren einer auf meine Fragen genau antwortete. Dieser ist für mich zu gebrauchen, dachte ich und lud ihn ein, alle Tage, Sonntags ausgenommen, zu kommen. Der Bischarine war mit meinem Anerbieten zufrieden, er kam täglich und so hatte ich meinen bischarinischen Lehrer gefunden. Hommed, so hieß er, war ein Bischarine echter Qualität, ein Jüngling von regelmässigen Zügen, mittlerer Größe, dunkelbrauner Gesichtsfarbe und herrlichem Haarwuchs. Zu jener Zeit waren wir eben mit dem Neubau unseres Hauses beschäftigt. Hommed sah mit verwunderten Augen und größtem Erstaunen alle diese Sachen an. Eines Tages lag in der Nähe unseres Sitzes ein langer Nagel. Hommed erblickte ihn sofort, nahm denselben und zog ihn von Hand zu Hand damit spielend. Als die Schule beendigt war, kehrte Hommed in sein Lager zurück, und auch der Nagel war verschwunden. Er hatte wohl in Hommeds Hofenbein Platz gefunden. Das Sprichwort sagt, daß niemand sich zwei Beschäftigungen zu gleicher Zeit widmen kann. Hommed aber verstand es, sich mit verschiedenen Dingen zur selben Zeit zu beschäftigen. Er antwortete nämlich auf meine vielen Fragen und verlor zugleich seine Hände in seinem weiten halakaba, wo er auf lästiges Ungeziefer jagte, und zwar mit Erfolg. Von Zeit zu Zeit bediente er sich auch seines hölzernen Stieles, den er als Schmuck im Haare trug, und kratzte sich an verschiedenen Stellen. Sein langes Haupthaar beschmierte er mit reichlichem Fett. Eines Tages hatte er soviel davon genommen, daß ihm die eingefetteten Haare

in Schwänzen herunterhiengen, die einen nicht angenehmen Geruch verbreiteten. Wegen dieser Umstände liebte ich nicht, in Hommeds unmittelbarer Nähe zu sitzen. Hommed, obwohl er noch Jüngling ist, hat dennoch schon einen großen Theil des Bisharinenlandes durchstreift. Er erzählte mir vom rothen Meer, das die Bisharinen ohemibhar, d. h. den Salzfluß nennen. Dem rothen Meere entlang hat er auch die Ruinen christlicher Orte gesehen. Verzeihen die Bisharinen ihren Beleidigern? fragte ich eines Tages Hommed. Die Bisharinen kennen keine Verzeihung. Wehe demjenigen, der uns beleidiget, antwortete er mit wildem Blick; es wird ihm übel ergehen, er muß seine Schuld büßen. Öfters brachte Hommed sein Morgenessen mit sich, das gewöhnlich in trockenem Brod bestand. Eines Tages hatte er auch Datteln bei sich und bot mir davon so aufdringlich an, daß ich einige annehmen mußte, um ihn zu befriedigen. Hier zu Assuan essen die Bisharinen schlecht, sagte Hommed. Hier gibt es nichts als hartes Brod, das Bauchweh macht. Wie viel besser stehen die Unsrigen in Etbai! Zur Regenzeit haben sie Milch, Fleisch und Fett im Überfluß. Nach kurzem beginnt in unserem Lande der Regen; wenn du lernen willst, so mache rasch, denn auch ich werde in mein Land gehen, sagte mir Hommed mit leuchtenden Augen. Eines Morgens erschien Hommed und hatte eine starke Erkältung. Ich bot ihm Medicin an. Er aber weigerte sich und antwortete: die echten Bisharinen brauchen keine Medicin. Am folgenden Tage befand er sich wieder wohl. Hommed verstand seine eigene Sprache gut, wußte auch hinlänglich arabisch und so drang ich von Tag zu Tag tiefer in das Verständniß dieser sonderbaren Sprache ein. Eines schönen Morgens erwartete ich Hommed, jedoch vergeblich; er erschien nicht. Am Ende meldeten sich zwei Bisharinen. Hommed, sagte mir der eine von ihnen, hat mich zu dir geschickt, um dich in unserer Sprache zu unterrichten; gestern abends ist er in sein Land abgereist. Hommeds unerwartete Abreise mißfiel mir; dennoch war nichts zu ändern. Ich richtete an den neuen Bisharinen dieselben Fragen, die ich schon an Hommed gerichtet hatte, und mit großer Zufriedenheit fand ich, daß beider Aussagen übereinstimmten.

Mohammed, so hieß dieser, kam regelmäßig zu mir, und so hatte ich meinen zweiten Lehrer gefunden. Er ist ein Jüngling, der auf die bisharinische Tracht verzichtet hat und arabisch gekleidet geht. Aber auf die lästigen Kleiderinsassen hat er nicht verzichtet; er ist damit wohl versehen und findet sie mit den Händen ohne besondere Schwierigkeit. Mohammed hält sich einen großen Theil des Jahres hier zu Assuan auf, besitzt ziemliche Kenntniß der arabischen Sprache und scheint ein Factotum der Bisharinen zu sein. Auch er ist schon weit und breit im Bisharinenland herumgezogen und hat schon vieles gesehen. Mit Begeisterung redete er zu mir von seinem Lande, von den großen Kameel-, Schaf- und Ziegenherden und vom Nahrungsüberfluß der Seinigen während der Regenzeit. Unter Mohammeds lebhaftesten Erinnerungen befindet sich eine Begegnung, die er mit einem Löwen hatte. Eines Tages, erzählt Mohammed, trieben meine Verwandten ihre Herden auf die Weide. Sie hatten sich schon weit vom Lager entfernt, als mein Vater mich ihnen nachschickte. Damals war ich noch Knabe. Ohne irgend welche Besorgnis gieng ich meinem Wege entlang. Plötzlich warf ich einen Blick um mich herum und sah in der Entfernung von ungefähr 15 m einen gewaltigen Löwen sitzen. Es überfiel mich ein unfäglicher Schrecken. Ich fieng an mit allen meinen Kräften zu laufen, und die Angst beflügelte meine Füße. Von Zeit zu Zeit wandte ich den Kopf zurück. Der Löwe saß immer am selben Ort. Fast athemlos erreichte ich meine Verwandten. „Ich habe einem Löwen begegnet und aus Furcht bin ich gelaufen“, stammelte ich mit zitternder Stimme. Und was hat er dir gesagt? fragten sie mich. Nichts, antwortete ich ihnen. „Du hättest nicht eilen sollen, erwiderten mir die Meinigen. Du hättest langsam und ohne Furcht

an ihm vorübergehen sollen.“ Wer nämlich furchtlos am Löwen vorübergeht, dem thut er nichts an. Wenn aber einer furchtsam ist, so fängt der Löwe zu brüllen an und schüttelt seine Mähne und macht ihm noch mehr Furcht und verfolgt ihn, wenn er zu fliehen beginnt. Am anderen Tage zogen 6 Männer aus, den Löwen zu jagen. Denn der Löwe richtet unter den Kameelherden großen Schaden an. Mit Schilden und scharfen Schwertern bewaffnet, verfolgten sie seine Spur. Sie fanden das Thier in den Bergen, erlegten es mit wuchtigen Hieben und brachten seine Haut nachhause. Bei der Löwenjagd kommt es nie vor, daß einer der Bischarinen vom Löwen getödtet wird. Am meisten tragen sie Verwundungen davon. Sie haben nämlich zweischneidige scharfe Schwerter und wissen sich mit ihren Schilden wohl zu bedecken und zu schützen. Mitunter gehen nur zwei oder drei Männer auf die Löwenjagd.

Mohammed lud mich öfters ein, mit ihm zu gehen, um sein Zelt anzusehen. Eines Tages gieng ich in der That mit ihm in Begleitung eines Fremden, der sich wegen Krankheit hier aufhielt und der auch Interesse hatte, das Bischarinenzelt von innen anzusehen. Als wir uns dem Bischarinenlager näherten, machte mich Mohammed auf verschiedene beladene Kameele aufmerksam, die von der anderen Seite ins Lager eintraten. Siehst du jene Kameele dort? Sie kommen soeben aus Elbai, sagte Mohammed; sie bringen tosana. Nun werde ich dir diese Pflanze zeigen. Und was will jener Soldat dort machen? fragte ich Mohammed, der ja in jeden Sack die Nase hineinsteckt. Der will sehen, ob nichts Verbotenes darin ist, antwortete mir Mohammed. Die Bischarinen nämlich haben keinen guten Ruf. Die Kameele waren indessen ins Lager gelangt und von ihrer Last befreit worden. In kurzem waren wir von den Bischarinen umgeben, die uns den manigfachen Gebrauch der tosana-Pflanze beschrieben. Darauf führte uns Mohammed in sein Zelt. Niedergebeugt bis auf die Erde mußten wir hineinkriechen. Das Innere war wie vorher beschrieben. An einem der Pfähle befand sich ein Glöcklein angebunden, das wer weiß woher seinen Ursprung hat.

Eines Tages führte ich Mohammed in unserm Garten herum und zeigte ihm verschiedene Pflanzen. Wachsen solche auch in euerm Lande? fragte ich Mohammed. Verschiedene wachsen auch bei uns, antwortete er mir. Es wächst z. B. unter anderem eine Art Wassermelonen. Was macht ihr mit den Früchten? unterbrach ich ihn. Um die Früchte kümmert sich niemand, erwiderte er. Wir überlassen sie den Thieren als Futter. Und warum esset ihr dieselben nicht? Die Bischarinen wissen nicht, wie man die Früchte isst, sagte Mohammed. Übrigens sind sie leichte Speisen, die uns nicht sättigen. Wir Bischarinen wollen uns mit einem kräftigen Imbiss den Hunger vertreiben.

Wie kommt es, daß die Sonne am Morgen aufgeht und am Abend untergeht? fragte ich einmal Mohammed. Das ist das Werk der Engel, antwortete er. Die Sonne (toi) ist nach unserer Meinung ein sehr starkes Feuer. Während der Nacht wird sie von den Engeln eingeschlossen bewahrt. Morgens in der Früh öffnen die Engel der Sonne die Thüre. Hierauf ergreifen sie die Sonnenscheibe und schleudern sie in die Höhe mit solcher Gewalt, daß sie in einem großen Bogen das ganze Himmelsgewölbe durchzieht und nun nach Verlauf vieler Stunden niederfällt. Solche Arbeit müssen die Engel in einem Lande jenseits des Salzflusses (des rothen Meeres) vollbringen; denn wenn wir am Ufer des Salzflusses sind, sehen wir die Sonne vom Wasser aufsteigen. Wenn die Sonne niederfällt, schließen sie die Engel ein, und so wird es Nacht. Während einige der Engel mit der Einschließung der Sonne beschäftigt sind, haben andere bereits eine zweite feurige Scheibe ergriffen und in den Himmel geschleudert, damit sie die Nacht erhelle. Wir nennen sie t'eterek, d. h. Mond. Sein Licht bringt keine Wärme mit sich; und das müssen wir den Engeln verdanken. Diese nämlich haben

denselben mit Wasser wohl begossen und abgekühlt, damit er uns mit seiner Hitze nicht belästige, sondern während der Nachtzeit schlafen lasse. Auch diese Scheibe macht am Himmelsgewölbe die Runde; endlich fällt sie am Morgen und wird eingeschlossen. Bismweilen lassen sie die Engel während der Nacht verschlossen, sei es aus Vergessenheit oder aus irgend welcher anderen Ursache. Anderemale bedecken sie bald einen größeren bald einen kleineren Theil derselben, und so ereignet es sich, daß der Mond mitunter nur theilweise am Himmel erscheint, anderemale vollständig unsichtbar ist. Die Engel müssen sehr stark sein, sagte ich zu Mohammed. Ja wohl, erwiderte er; einer von ihnen ist stärker als 1000 Löwen. Habt ihr je die Engel in der von dir beschriebenen Beschäftigung gesehen? fragte ich ihn. Keiner von uns hat es gesehen, antwortete er; unsere Leute indessen meinen und behaupten so. Neben der Mondscheibe ziehen aber noch viele andere kleine Scheiben



Gruppe von Bisharinen.

durch den Nachthimmel. Und woher kommen diese? bemerkte ich Mohammed. Auch diese sind von den Armen der Engel in die Höhe geworfen worden, lautete seine Antwort. Wir nennen dieselben haiuka, d. h. Stern. Diese jedoch sind sehr zahlreich, sagte ich zu ihm, und wie ist es möglich, daß die Engel imstande sind, sie alle in die Luft zu werfen? Wie die Sache vorgeht, weiß ich nicht, erwiderte er; das nur kann ich dir sagen, daß wir so meinen. Übrigens wisse, daß die Engel recht zahlreich sind und im Werfen viel Übung haben. Ferner sind die Sterne nicht schwer wie Sonne und Mond; deswegen ist für die Engel das Sternwerfen ein Handspiel, nicht eine ermüdende Arbeit.

Wie viele Jahreszeiten kennt ihr? fragte ich. Wir kennen eine heiße und eine kalte Jahreszeit, antwortete er. Die Kälte jedoch ist in unserem Lande nicht so empfindlich wie hier zu Assuan. Was ist die Ursache dieser verschiedenen Jahreszeiten? Die Ursache sind die Engel, war seine Antwort. Die Engel nämlich wissen

wohl, daß eine beständige Hitze für uns nicht gut ist. Deshalb übergießen sie die Sonnenscheibe zu einer bestimmten Zeit mit reichlichem Wasser. Hierauf werfen sie dieselbe in die Höhe, und wir fühlen sofort, daß die Sonne kühler geworden ist. Diese Zeit nennen wir *önria*, d. h. der Winter. Nach Verlauf einiger Monate schüren die Engel von neuem das halberlöschte Sonnenfeuer, und so wird es heiß. Diese Zeit nennen wir *m'hagai*, d. h. Sommer. Wie kommt es, daß die Engel das Feuer handhaben, ohne sich wehe zu thun? bemerkte ich. Die Hände der Engel sind nicht wie die unserigen, erwiderte er. Das Feuer verursacht ihnen keinen Schmerz. Essen die Engel auch? Ja freilich, antwortete Mohammed. Wer ist derjenige, der lebt und arbeitet und nicht isst? Was die Engel essen, wissen wir nicht. Das nur wissen wir, daß sie sich kräftiger Speisen bedienen.

Und was behauptet ihr über die Wolken? fragte ich. Auch die Wolken (*eschuou*) sind das Werk der Engel, sagte Mohammed. Mangeln die Wolken am Firmamente, so vereinigen sich die Engel zum Rath. Es fehlen Wolken, spricht der eine zum andern. Hierauf steigen alle insgesammt in den Salzfluß hinab und machen sich an die Arbeit. Sie werfen das Wasser in die Höhe. Dieses, von englischen Händen emporgeschleudert, fällt bis in den ersten Himmel hinein, wo es hängen bleibt, hart wird und die Wolken bildet. Nach vollbrachter Arbeit kehren die Engel zum Himmel zurück. Dort finden sie das Wasser verhärtet. Sie ergreifen ein gewaltiges Feuer (*otälau*, d. h. der Blitz) und werfen es auf die Wolken. Dieses eilt von Wolke zu Wolke und verursacht ein dumpfes, starkes Getöse (*töhut*, d. h. der Donner). Hierauf fällt der Regen (*öbera*). Die Engel versorgen uns nicht nur mit Wasser, sagte Mohammed. Sie wollen zu gleicher Zeit auch unsere Augen ergötzen. Von Zeit zu Zeit malen sie sodann am Himmelsgewölbe einen leuchtend n Bogen von wunderbarer Schönheit. Die Farben selbst antehmen sie vom Himmel. Wie nennt ihr diesen Bogen, fragte ich Mohammed. Wir haben für ihn kein besonderes Wort, erwiderte er. Wir nennen ihn nur die Himmelsstraße. Die Engel steigen an ihr auf und ab. Wer macht, daß die Erde Gras und Früchte hervorbringt? Das sind die Engel, erwiderte Mohammed. In wessen Auftrage thun die Engel alles dies? Im Auftrage Gottes, der ihnen so befohlen hat, lautete seine Antwort. Meinen eure Leute wirklich so? fragte ich von neuem. Sie meinen in der That so, erwiderte er. Keiner von uns hat je die Engel in solchen Beschäftigungen gesehen; dennoch erkennen alle unsere Leute dieselben als Ursache der erwähnten Wohlthaten an. Die Engel selbst stehen im Dienste Gottes, dessen Willen sie erfüllen. Wenn du andere von unseren Leuten fragen willst, so thue es nur; du wirst von ihnen dieselbe Antwort erhalten. Liebet ihr die Engel? Sicherlich, wir lieben sie; sie thun uns ja alles Gute. Thut ihr auch etwas aus Liebe zu ihnen? Ja antwortete er, mitunter bereiten wir große Mahlzeiten, an denen die Armen nach Belieben theilnehmen können. Diese Mahlzeiten halten wir zu Ehren Gottes und der Engel.

Außer den Engeln, die uns gut wollen, gibt es noch andere Geschöpfe, die uns übel wollen. Es sind dies die Teufel. Diese böshastigen Teufel wollen die Bisharinen des Lichtes berauben. Sie schwirren durch das Himmelsgewölbe, stürzen sich einmal auf die Sonne, anderemale auf Mond und Sterne. Bisweilen werden Sonne und Mond von einem Schatten bedeckt. Das ist eben ein böser Teufel, der dieselben verschlingen will. Was thun eure Leute bei solcher Gelegenheit? Sie verfluchen und drohen dem Teufel und klirren mit ihren Schwertern. Sie schreien: Verfluchter Bösewicht, ziehe ab. Der erschrockene Teufel ergreift hierauf die Flucht. Sonne und Mond sind gerettet. Mitunter sieht man während der Nacht eine leuchtende Sache vom Himmel auf die Erde herabfallen. Das ist das Werk des Teufels, der von einem der Sterne dieses Stück abgehauen oder abgebissen hat. Die Teufel regen die heißen Winde auf, verursachen die Krankheiten,

Streit und Feindseligkeiten. Sie sind die Urheber alles Übels. Fürchtet ihr die Teufel? Nur die Weiber und Kinder fürchten dieselben. Wir Männer aber haben keine Furcht vor ihnen; im Gegentheil, die Teufel fürchten uns.

Dschaber, so heißt unser schwarzer Diener, gebürtig aus dem Golo-Lande, war immer in Furcht, seine kleinen Knaben allein hinausgehen zu lassen. Die Bisharinien werden dieselben stehlen, wenn sie sie finden, sagte er. Auch die Neger, die in geringer Entfernung von unserem Hause wohnen, behaupten dasselbe. Es ereignet sich bisweilen, daß man am Abend ein starkes Weinen und Schreien vernimmt: ein kleines Negerkind ist verschwunden, und alle sagen, daß es von den Bisharinien gestohlen sei. So fragte ich denn eines Tages Mohammed über diese Dinge. Er lachte mit vollem Munde. Ja freilich, erwiderte er, die Bisharinien stehlen die kleinen schwarzen Kinder. Mitunter aber kaufen sie dieselben. Hier zu Assuan haben die Bisharinien Furcht; aber wenn sie eines stehlen können, so thun sie es. Ein schwarzer Knabe, der allein einem Bisharinien begegnet, kommt nicht ungeschoren davon; er verschwindet in des Bisharinien weiten Schulkertuch, und sofort bringt ihn ein Kameel in eiligem Laufe nach Etbai. Der Knabe ist verschollen, keiner wird ihn mehr finden. Und was thut ihr mit den Knaben? fragte ich. Wir machen aus ihnen Schaf- und Ziegenhirten, antwortete er; wenn sie uns gut dienen, so behalten wir sie in unserem Lande, sonst verkaufen wir dieselben an der Küste des rothen Meeres nach Arabien. — Daß er mit diesen Worten die Wahrheit gesagt, geht daraus hervor, daß im laufenden Jahre in Arabien verschiedene schwarze Kinder aufgegriffen wurden, die hier zu Assuan gestohlen worden waren. Stehlt ihr auch arabische Kinder? Nein, erwiderte er, die arabischen Kinder taugen für nichts; wir wollen nur schwarze. Ist es nicht eine böse That, die schwarzen Kinder zu stehlen, zu kaufen und verkaufen? Wir halten es nicht für böß, antwortete Mohammed; denn Gott hat uns das Recht dazu gegeben. — Wie? Ihr habt das Recht dazu? unterbrach ich; erkläre dich etwas besser. Mohammed begann: Nach unserer Meinung waren auch die Bewohner des Sudan von rother Hautfarbe wie wir Bisharinien. Jemals führten sie ein gutes Leben und Gott fand an ihnen größeres Wohlgefallen als an uns. Jedoch allmählich wichen sie vom Weg des Guten ab und beleidigten ihn mit ihren Missethaten. Am Ende fuhr sie der erzürnte Herr an und fragte sie mit strenger Stimme: Warum seit ihr boshaft geworden? Als Strafe eurer Sünden sollt ihr schwarz werden wie die Kohlen. Hierauf wandte sich der Herr an uns und sagte: Wisset, daß die Schwarzen eure Sklaven sind. Verkauft sie nach Belieben. Ich selbst gebe euch das Recht dazu. Lange Jahre übten wir solches Recht ohne Schwierigkeit. Auf dem Markte kaufte und verkaufte man sie wie das Vieh. Für 4 oder 5 Thaler hatte man einen Schwarzen. Das waren gute Zeiten. Hentzutage hat die Regierung die Schwarzen frei erklärt, benützt aber dieselben als Soldaten und Arbeiter. Der ganze Schaden ist für die Bisharinien; diese können heuer mit Schwierigkeit und nicht ohne Gefahr hier und dort nur selten eine schwarze Haut erwischen. Hier zu Assuan kaufen wir seit längerer Zeit keine Schwarzen mehr. Wir stehlen sie nur, wann wir können. In den letzten Zeiten kauften wir dieselben in den Gegenden von Berber. Wir zahlten 15—20 Thaler und auch mehr für den Kopf, gemäß den Umständen. Einen Theil von ihnen verkauften wir den Seelenten am rothen Meere. Bisweilen hatte man einen guten Gewinn davon, z. B. wann man sie für 35 oder 40 Thaler verkaufte. Mitunter aber kamen kaum die Kosten heraus. Heuer gehen leider auch zu Berber die Geschäfte schlimm.

Auch Mohammed gieng zur Regenzeit in sein Land, und nach seiner Rückkehr beschrieb er mir seine Reise. Wir waren zu 6 Personen, begann er, und hatten zwei kleine Knaben bei uns. Auf unseren Kameelen führten wir Weizen und gute, volle Wasserschläuche mit. Wir reisten bei Tage, und in der Nacht

ruhten wir auf dem Sande aus. Es war eben Winterszeit. Im Sommer jedoch reisen wir zur Nacht und ruhen am Tage aus. Der Weg gieng durch ein Thal. Unsere Nahrung bestand in trockenem Brod und Kameelmilch, und den Durst löschten wir mit Wasser. Die Kameele fanden in den seltenen Wüstenpflanzen kärgliche Nahrung und blieben ohne Trank. Sie hatten sich bei der Abreise den Leib vollgetrunken. Die Reise war schwierig und ermüdend, hauptsächlich für die kleinen Kinder, welche weinten; aber ihr Vater befahl ihnen zu schweigen. Endlich nach 5 Tagen öffnete sich das Thal in eine weite Ebene. Dort fand sich ein Brunnen, von Gras und Wald umgeben. Wir ließen uns am Brunnen nieder. Die Kameele tranken und grasten und erholten sich rasch. Auch wir erfreuten uns des frischen Wassers und ruhten aus. Darauf legten wir Schlingen, um Wild zu fangen: zwei herrliche Gazellen geriethen hinein. Der einen banden wir die Füße und brachten sie unseren Leuten als Geschenk, die andere aber schlachteten wir für uns. Es wurde eine Art Herd gebaut aus glatten Steinen und darunter das Feuer angezündet. Nachdem sich die Steine recht erhitzt hatten, legten wir das Fleisch darauf und bereiteten uns einen schwachhaften Braten. Das ganze Thier wurde auf einmal verzehrt. Die Bishcharinen lassen nichts übrig als Haut und Knochen. Auch die Knochen zerbrechen sie und trinken das Mark. Das macht Kraft. Und wie zündet ihr das Feuer an? fragte ich, habt ihr vielleicht Zündhölzchen? Zündhölzchen kennt der Bishcharine nicht, antwortete er. Er macht sich Feuer aus Stahl und Stein; letzterer ist von doppelter Art: ein grauer (süan) und ein weißer (sikal'ava). Statt des Zündschwammes bedient sich der Bishcharine eines besonderen, von ihm hergerichteten Mittels. Er nimmt nämlich die Frucht der handal-Pflanze (osina). (In Oberägypten wie auch an anderen Orten findet sich eine Pflanze, welche wie unsere Gurken über den Boden ranft. Sie bringt eine der Orange ähnliche Frucht, auf arabisch handal genannt, in der bishcharinischen Sprache osina. Im Innern der Fruchtkapsel sind wohl gegen hundert äußerst bittere Samenförner, welche hierzulande gemahlen und mit Zucker vermischt von den Leuten als sehr wirksames Purgativ genommen werden.) Er legt sie ins Feuer. Ist sie halb verkohlt, so wickelt er sie in einen Felsen benetzten Katuns. Hierauf reibt er das ganze so lange, bis die Bestandtheile der halbverkohlten Schale sich völlig mit dem Katun vermischt haben. Das so zubereitete Mittel gebraucht der Bishcharine als Zunder (ödena). Mohammed fuhr weiter und sagte: Zwei Tage ruhten wir am Brunnen aus. Hierauf setzten wir die Reise fort durch ein anderes Thal. Längs der Weges fanden wir mehrere Brunnen und erjagten eine andere Gazelle, machten aber erst nach 4 Tagen Rast, und nach 3 anderen Tagen gelangten wir endlich in unser Land. Unsere Ankunft und unser Geschenk verursachten allgemeine Freude. Hierauf begann die Begrüßung. Meinen nächsten Verwandten mußte ich zum Grusse mit meiner Nase ihre Nase reiben. Meine entfernteren Verwandten und Bekannten waren mit meiner Hand zufrieden. Mehrere Monate blieb ich bei den Meinigen. Osters hielten wir Gazellenmahlszeiten. Darauf kehrte ich wieder nach Assuan zurück.

Was war nun aber aus Hommed, meinem ersten Lehrer geworden? Mir fehlte jedwede Nachricht über ihn, und ich hatte ihn fast vergessen. Eines schönen Tages kamen mir zwei Bishcharinen entgegen, deren einer mich sofort grüßte und zu reden anfieng. Höchst verwundert fragte ich ihn: Wer bist du? Ich bin Hommed, antwortete er mir. Kennst du mich nicht mehr? Ich bin ja vor Zeiten zu dir gekommen, um dich in unserer Sprache zu unterrichten. Ich bin aus meiner Heimat nach Assuan zurückgekommen. — Es verfloß wieder längere Zeit, als Hommed von neuem erschien. Er wollte in unserem Hause arbeiten. Er sagte: Ich wohne nicht mehr in der Gatania (Namen des Platzes, wo sich hier zu Assuan das Bishcharinenquartier befindet), ich wohne nun zu Gatara (ungefähr

eine Stunde nilabwärts.) Die Bisharinen sind Diebe, Lügner, mit einem Worte böse Leute; deshalb habe ich mich von ihnen getrennt und will nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Und hast du keine Furcht ganz allein zu wohnen? fragte ich ihn. Ich fürchte mich nicht, erwiderte Hommed, und bei diesen Worten zog er einen Dolch unter seinem Gewande hervor. Ich ahnte, daß zwischen Hommed und den Seinigen etwas vorgefallen sei, und auf mein Nachfragen erfuhr ich, daß Hommed in der That mit seinen Leuten Streit gehabt hatte, wobei ihm gehörige Stockprügel verabreicht worden waren; sie hatten ihn sogar aus dem Lager verjagt. Der Fuchs, als er die Trauben zu hoch sah, sagte: Ich will sie nicht haben, denn sie sind noch sauer. Hommed, nachdem er von den Seinigen vertrieben worden, sagt: Ich will nicht mehr mit ihnen beisammen wohnen, denn es sind böse Leute.

Ogleich die Bisharinen nicht zur Negerrace Centralafrikas gehören, so liegt doch ihr Gebiet innerhalb unserer Mission. Daher empfehle ich dem frommen Gebete der Leser dieses wilde Naturvolk, damit sie vom Irrwahn des Islam zur Wahrheit des Christenthums gelangen.

Jusef Abdallah,

Sohn des Emirs von Berber.

(Schluß.)

Unterdessen kamen die Kababisch-Araber ungehindert in ihren Zeltbüchern an. Unterwegs weinte der Knabe viele bittere Thränen, weniger um den Verlust seiner Freiheit, die er in seinen jungen Jahren noch nicht zu schätzen wußte, als um den Verlust seiner Eltern, an denen er mit kindlicher Liebe hing. Maria jedoch konnte sich in ihr Geschick leicht hineinfügen, da es nicht das erste mal war, daß sie auf diese Weise geraubt wurde. In dem Dorfe des Groß-Scheiks der Kababisch-Araber angekommen, wurden dieselben mit wildem Freudengeschrei empfangen. Man brachte die beiden Gefangenen je in ein Zelt und ließ sie, um jeglichen Fluchtversuch zu verhindern, scharf bewachen. Unterdessen traf man Vorbereitungen, um diesen glücklichen Streifzug festlich zu begehen. Nachdem alles in Ordnung war, begann die Festlichkeit, welche mehrere Tage andauerte. — Was alles zu solchen Festen gehört, will ich hier kurz anführen. Man schlachtet eine genügende Zahl von Hammeln (die Lieblingsspeise der Beduinen und aller Araber), ferner eine große Anzahl Gazellen, die in den dortigen Steppen zu Herden anzutreffen sind. Ferner wird das schon so oft von uns genannte Merissa (sudanesisches Bier, das viel Ähnlichkeit mit dem Meth der alten Deutschen hat, mit dem Unterschiede, daß der Meth aus Gerste bereitet wurde, Merissa jedoch aus Mais oder Weizen hergestellt ist) bereitet, das natürlich die Hauptrolle bei solchen Gelegenheiten spielt. Nachdem alles vorbereitet ist, beginnt das Fest, das in Musik und Gesang, Spiel und Tanz, Essen und Trinken und sonstigen Belustigungen besteht. Kurz und gut, man läßt den lieben Gott einen guten Mann sein, wie man zu deutsch sagt, und freut sich seines Lebens. Jedoch wie alles auf dieser Welt vergänglich ist, so gieng es auch mit dem Siegesfest der Kababisch; auf die Freude sollte ihnen schnell genug die größte Trauer folgen, wie wir bald sehen werden. Als der Rausch der Festlichkeiten vorüber war, gieng ein jeder seinen häuslichen Arbeiten nach. Der Knabe blieb in der Familie des Groß-Scheiks als Slave und mußte die Schafe hüten, Maria wurde einem anderen Großen des Stammes als Sclavin zugewiesen, in dessen Zelt sie den häuslichen Arbeiten obliegen mußte.

Indessen lassen wir die Kababisch-Araber in ihren einsamen Wüstensteppen friedlich ihr Vieh hüten und die flinke Gazelle jagen, und begeben uns in Gedanken nach Metemneh, dem Heimatsorte unseres kleinen Helden, am Ufer des Nil. Nachdem die Mutter des Knaben sich vom ersten Schreck erholt hatte, schickte sie sofort einige Vertrauensmänner nach Omdurman zu ihrem Manne, um ihm die ganzen Vorkommnisse zu berichten; wahrscheinlich gieng sie nicht selbst, aus Furcht verstoßen zu werden, wie es gewöhnlich bei den Muselmännern in ähnlichen Fällen der Brauch ist. Als der Emir Muhammed die Schicksalschläge seiner geliebten Familie erfuhr und sich von seinem Gram etwas erholt hatte, begab er sich sofort zu seinem Herrn, dem Chalifen Abdullahi, erzählte ihm alles und bat ihn um Unterstützung zur Bestrafung der Kababisch. Dem Chalifen Abdullahi waren die Kababisch-Araber schon längst ein Dorn im Auge, er traute ihrer Unterwürfigkeit nicht, schon deshalb, weil sie sich schon einigemal weigerten, den vorgeschriebenen Pilgerzug nach Omdurman an das Grab des Propheten Mahdi zu unternehmen. Die Mahdisten haben nämlich die Vorschrift, wenigstens einmal im Jahre nach dem Grabe des falschen Propheten Mahdi zu pilgern, um daselbst ihre Gebete zu verrichten. Dieser Vorfall mußte dem Chalifen Wasser auf seine Mühle sein, denn die Gelegenheit benutzend, schickte er Ibrahim Ablan, der zur Zeit auch Finanzminister war und später, der Untreue beschuldigt, den Tod am Galgen fand, mit einem gut geordneten Heere aus, die Kababisch zu züchtigen und wo möglich ganz zu vernichten. Es gelang auch dem Ibrahim Ablan dieselben zu überfallen und unter grausamen Martern zu zwingen, ihren Reichthum an Bargeld, dessen sie durch den von ihnen mit Korbosan schwungvoll betriebenen Gummihandel ungeheuer vieles besaßen, abzugeben. Das erbeutete Vieh wurde in Omdurman auf dem Markte verkauft und der Erlös der Schatzkammer (Bet el Mal) überwiesen. Vor dem Zusammenstoß der Derwische mit den Kababisch faßten letztere den Plan, den von ihnen gefangen gehaltenen Knaben zu tödten, jedoch einige widersetzten sich und sagten: „Vielleicht bleiben wir Sieger, dann haben wir diesen Knaben als Geißel,“ womit auch die anderen einverstanden waren. Jedoch einige versuchten, ob der Knabe ihnen auch anhänglich sei oder ob sie zu befürchten hatten, daß er im Gewühle des Gefechtes das Weite suchen würde. Deshalb frugen sie ihn, ob er bei ihnen bleiben oder zu den Derwischen übergehen wollte. Der Knabe, der die schlaue Frage wohl verstand, begann über die Derwische zu schimpfen als ein schlechtes Gefindel, die Kababisch hingegen als viel bessere Leute zu loben, denn bei ihnen bekäme er jeden Tag Milch und Afida (Mehlbrei) u. s. w. Mit dieser wohlgefälligen Rede zeigten sich die Kababisch zufrieden. Gegen das Ende der Schlacht gewahrte ein dem Vater des Knaben untergebener Derwisch denselben, nahm ihn eiligst von dem Kameele, auf dem er saß, setzte ihn auf ein Pferd und jagte eiligst damit der Nachhut zu, wo sich der Emir befand und ungeduldig seinen Sohn erwartete. Als er denselben von weitem kommen sah, sprengte er ihm auf seinem Pferde entgegen, umarmte und küßte ihn, und bestürmte ihn mit Fragen, wie es ihm während der Gefangenschaft ergangen sei, und lobte Gott, den Geber alles Guten, daß er ihm seinen einzigen Sohn wiedergeschenkt hatte. Nachdem die Derwische reichliche Beute an Menschen, Thieren und Geld gemacht hatten, kehrten sie nach Omdurman zurück, wo sie mit großem Jubel empfangen wurden. Dort wurden, wie schon gesagt, die Thiere verkauft und die Gefangenen im öffentlichen Gefängnis untergebracht. Nach einigen Tagen wurde ein großer Theil derselben in Omdurman hingerichtet, unter ihnen auch der Groß-Scheik Saleh Bey, dessen Eingeweide sammt Lunge, Herz und Leber mit den übrigen Gefangenen nach Berber geführt wurden. Dort wurde der Rest der Gefangenen förmlich wie ein Stück Vieh geschlachtet, und die Eingeweide von den Dschalin verzehrt. Denn unter den Wüstenbewohnern ist es der Brauch,

daß der Sieger die Eingeweide seines Todfeindes aufzehrt. Auch der Emir Muhammed, dessen Sohn und Verwandten nahmen an dem Mahle theil. Auf meine Frage, ob das nicht grausam sei, gab mir der Knabe mit wildleuchtenden Augen zur Antwort: „Man müsse sogar das thun, wenn man einen starken, vor nichts sich fürchtenden Mann besiegt hätte, um dadurch seine Stärke zu gewinnen.

Nach ungefährl dreimonatlichem Aufenthalte in Berber begab sich der Emir mit seiner Familie nach Metemmeh, dort lebten sie in friedlicher Eintracht und Liebe; den Knaben übergab er seinem Schreiber, einem Ägypter mit Namen Musa (Moses), damit er ihn im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache unterrichtete, was er auch vortrefflich that. Unterdessen begab es sich, daß der Chalife Abdullahi nach Metemmeh zum Besuche kam. Er wohnte nahe der Wohnung des Emirs in einem eigens dazu erbauten Hause. — Bei einer Audienz, die der Emir beim Chalifen hatte, stellte er ihm seinen Sohn vor, der demselben gut gefiel, bedauerte jedoch, daß er noch zu jung sei, um ihn in seinen Dienst aufzunehmen zu können.

Indessen verstrichen einige Jahre ungestörten Glückes. Während dieser Zeit suchte der Vater seinen Sohn in dem fanatischen Glauben der Mahdisten immer mehr zu unterrichten und zu bestärken. Unterdessen kam der Chalife ein andermal auf

Ungefähr drei Monate nach dem Besuche des Chalifen unternahm die Regierung die erste Expedition gegen die Derwische. Der Emir von Berber befaß deshalb seinem Sohne, sich bereit zu halten, um mit seinen Truppen den Ungläubigen entgegenzuziehen. Jedoch die Mutter, die nicht das Herz hatte, ihren geliebten einzigen Sohn in den Kampf ziehen zu sehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, machte von ihrer weiblichen Schlaueit Gebrauch und verbarg ihn in einem großen Koffer, schloß denselben ab und steckte den Schlüssel zu sich. Das gefiel dem Knaben sehr, denn auch er fürchtete, in den Kampf zu gehen. Jedoch ihr Ungehorsam sollte beiden theuer zu stehen kommen. Als des Morgens die Soldaten des Emirs sich vor Metemmeh sammelten, gedachte der Emir dieselben



Jusef Abdallah,

Sohn des Emirs von Berber.

(Nach einer Photographie des Hochw. Herrn Karl Tih, apost Missionär.)

Besuch nach Metemmeh, um seine dortigen Unterthanen zur Ausdauer in der Treue gegen ihn und seine Sache zu ermuntern, da bereits die englisch-ägyptische Regierung sich rüstete, gegen sie in den Kampf zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit stellte der Großvater Emil Abd-el-Baghi, der mit dem Chalifen von Omdurman gekommen war, diesem seinen Enkel vor mit der Bitte, ihn an seinem Hofe erziehen zu lassen. Abdullahi jedoch, der an der wohlgebauten Statur des Knaben Wohlgefallen hatte, sagte, es sei besser, daß Mohammed in den Krieg gegen die Ungläubigen ziehe.

eine Strecke zu begleiten, da er seines Amtes wegen als Mudir nicht persönlich in den Kampf ziehen konnte. Er wollte seinen Kurbatsch (Milspferdpeitsche) mitnehmen, der in dem unglückseligen Koffer lag. Er suchte den Schlüssel, konnte ihn aber nicht finden; er frug seine Frau darnach, und diese überreichte ihm denselben ängstlich. Welche Überraschung, als der Emir den Koffer öffnete und seinen Sohn, am ganzen Leibe zitternd, in demselben liegen sah! Nachdem er sich von seinem Staunen erholt hatte, ließ er sich sogleich von seiner Frau die Sache erklären. Nachdem er dieselbe angehört hatte, gab er beiden einen tüchtigen Denkfettel mit der Peitsche, damit sie lernen sollten, sich ein andermal seinen Befehlen nicht zu widersetzen. Dann hieß er seinen Sohn aufs Pferd steigen, um mit ihm hinaus zu den andern zu reiten. Nachdem der Emir einige Stunden mit seinem Sohn geritten war, nahm er, nachdem er denselben noch einmal zur Tapferkeit ermahnt hatte, Abschied und kehrte nach Metemneh zurück.

Der Knabe, der um diese Zeit ungefähr 14 Jahre zählte, zog mit den Derwischen den Nil abwärts nach Berber und von da nach Salamat (Selmi). Nach einer zweitägigen Rast kam es dort zur ersten Schlacht, welche ungefähr zwei Stunden dauern mochte. Die Derwische wurden in die Flucht geschlagen und zogen sich nach Abu Hamed zurück. Dort angekommen, suchten sie sich so gut wie möglich zu verschanzen, indem sie Laufgräben und Wälle aufwarfen. Während dessen wurde der Emir Mohammed Chalil, der Befehlshaber der Baggara, mit seiner Mannschaft nach Chartum zurückgerufen; da er auf seiner Reise Metemneh passierte, so nahm er unseren kleinen Helden mit sich, um ihn seinem Vater zu überbringen. Derselbe schickte ihn sofort an der Spitze von 5000 Mann in Begleitung eines andern Emirs mit Namen Mohammed es Sen nach Abu Hamed zurück und beauftragte drei seiner Leute, gleich Adjutanten, stets sich in der Nähe seines Sohnes zu halten und auf sein Leben acht zu haben. Zu diesem Behufe sandte Emir Mohammed es Sen noch zwei Mann mit.

Die Derwische wurden jedoch nach Ankunft der Feinde umzingelt, so daß ein Entfliehen unmöglich schien. Als sie sich verloren sahen, kam einem Begleiter vom Stamme der Risegatt in den Sinn, den jungen Emir eher zu erschließen als in die Hände der Ungläubigen fallen zu lassen, und indem er demselben seinen fanatischen Plan mittheilte, entlud er seinen Revolver auf ihn und verschwand im Gewühle der Schlacht. Glücklicherweise gieng der Schuß fehl, die Kugel streifte nur sein Gewand, ohne viel Schaden anzurichten. Später sah er denselben Risegatt auf der Plattform eines Hauses stehen und sich gegen die Ungläubigen vertheidigen, wo eine Kanonenkugel, die ihn mit sammt dem Hause, auf dem er stand, niederriß, seinem Leben ein Ende machte. Indessen fanden die Derwische, die zuerst gänzlich eingeschlossen schienen, einen Durchzug, um zu entfliehen, wobei jedoch eine Unmenge derselben den feindlichen Kugeln zum Opfer fielen. Von hier aus flohen sie nach Berber, wo sie von den Engländern eingeholt wurden. Die Stadt Berber fiel ohne viel Blutvergießen, da die Derwische, als sie die Ankunft der Kriegsschiffe gewahrten, eiligst nach Süden entflohen und die Stadt den Engländern überließen. Bei dieser Gelegenheit floh auch unser junger Emir in seinen Heimatsort. Dort sammelten sich die fliehenden Derwische, und andere, die noch nicht in den Kampf gezogen waren, schlossen sich ihnen an und zogen von da unter Führung ihres jugendlichen Feldherrn nach Atbara. Dort angekommen, befestigten sie den Platz und formten daraus eine sogenannte Seriba, indem sie denselben mit Dornen und Disteln umschlossen. Unser junger Feldherr befand sich mit seinen Leuten außerhalb der Seriba in einem Versteck. Nachdem die englisch-ägyptische Armee dieselbe im Sturme genommen hatte, suchten sich die darin befindlichen Derwische durch die Flucht zu retten. Das schien für den jungen Emir der geeignete Zeitpunkt zu sein, sich im Kampfe mit den Ungläubigen zu messen und wenigstens

auf diese Weise ehrenvoll zu siegen oder zu sterben. Denn die Flucht zu ergreifen hatte er diesesmal doch nicht das Herz, da ihn sein Vater vielleicht im Zorne seiner Feigheit wegen getödtet hätte. Er brach deshalb mit seinen Leuten aus dem Versteck hervor und stürzte auf die Feinde los, mußte jedoch bald der Übermacht weichen. Sein Pferd brach unter ihm, von einer Kugel getroffen, zusammen. In dem Augenblicke, als er sich vom Sturze erhob, bekam auch er einen Schuß in den Oberschenkel, so daß er wieder von neuem fiel. So lag er eine Weile auf der Erde, als er auf einmal in seiner Nähe einen verwundeten Engländer liegen sah, der ihm mit Zeichen zu verstehen gab, daß er etwas Wasser wünsche. Da durchblitzte sein Gehirn ein Strahl fanatischer Wuth, er sprang auf, nahm seine Lanze, hinkte zu dem Engländer und gab ihm statt Wasser den Gnadenstoß, indem er ihm die Lanze hinter das Ohr stieß, worauf derselbe verschied. Dann humpelte er noch eine kurze Strecke weiter, bis er endlich, durch den Blutverlust geschwächt, zusammenbrach. Es trafen ihn englische Soldaten, die nach beendeter Schlacht die Verwundeten aufsuchten, und brachten ihn auf einen Dampfer, der eigens als Lazareth hergerichtet war. Dasselbst wurde seine Wunde verbunden. Etwas später kam General Hunter Pascha an Bord, um sich nach dem Befinden der Verwundeten zu erkundigen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch unser junger Emir vorgestellt. De selbe gefiel dem General wohl, und er versprach ihm einen militärischen Rang, wenn er ihm die genaue Stellung und Macht der Derwische angäbe. Der junge Emir, dem die versprochene englische Uniform mit dem Schleppfäbel wohl ins Auge stach, war jedoch nicht gesinnt, seine Landsleute zu verathen. Um die Engländer zu hintergehen, gab er einen winzig kleinen Ort, der nur aus 10—12 Zelten bestand, als Sammelpunkt der Hauptmacht der Derwische an. Die Engländer sahen mit ihrem Fernstecher bald, daß es sich nicht so verhielt, und drangen auch nicht weiter in den Jungen. Gegen Abend gelang es ihm, das Lager zu verlassen, da die Besatzung nicht auf dem Schiffe, sondern am Ufer die Nacht zubrachte. Gewiß dachte die Wache nicht daran, daß er mit seinem angeschossenen Bein das Weite suchen würde. Als er sah, daß er unbemerkt sei, floh er so schnell, als es ihm sein verwundetes Bein nur erlaubte, nach dem von ihm vorher den Engländern als Sammelplatz der mahdischen Streitmacht angegebenen Orte, wo er auch nach vieler Mühe hungrig und erschöpft ankam. Dort traf er mehrere seiner Leute. Nachdem er ihnen seine Erlebnisse mitgetheilt hatte, nahm er die ihm angebotene Speise an und legte sich dann zur Ruhe nieder. Des anderen Morgens kamen die englischen Dampfer in Sicht. Als die Derwische dieselben erblickten, flohen sie auf ihren schnellen Pferden in der Richtung von Metemneh. Auch unser Held floh mit ihnen. Dies geschah Ende October 1897.

— Zuhause angekommen, wurde er von seinem Vater aufs herzlichste empfangen, der schon von anderen Leuten gehört hatte, daß sich sein Sohn tapfer gehalten habe. Zur Belohnung schenkte er ihm eine große Insel mit Namen Gefirah el Ramah unweit vom Dorfe Kabati, nebst 10 Pferden, 17 Kameelen und viel Kleinvieh, gewiß ein königliches Geschenk.

Während des einjährigen Waffenstillstandes vervollkommnete sich unser Mohammed im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache, in welcher er auch sehr gute Fortschritte machte. Jeden Freitag begab er sich in die Moschee zum öffentlichen Gebet. An anderen Tagen betete er jedoch nie. Als nach Ablauf des Jahres die Kunde nach Metemneh drang, daß die Ungläubigen, nie die Derwische alle Nichtmahdisten zu nennen pflegten, sich wieder näherten, rüsteten auch sie sich zur Gegenwehr. Da sie jedoch aus den früheren Kämpfen erfahen, daß sie in kleinen Gruppen gegen die Feinde nichts vermöchten, beschloßen sie, sich nach Dmdurman zurückzuziehen und in vereinter Streitmacht den Eindringlingen sich gegenüber zu stellen. Sie sammelten sich deshalb zuerst eine halbe Tagreise vor Chartum bei

Kerreri am Dschebel Rojan, wo es zur ersten Schlacht kam. Der ganzen Welt kam es gewiß zu Ohren, mit welcher heldenmüthigen Tapferkeit und fanatischen Wuth sich die Derwische dort schlugen. In dem Gewühle der Schlacht, an der der Großvater, der Vater und die Mutter des Knaben theilnahmen, verlor er eines nach dem andern aus dem Gesicht. Der Arme weiß deshalb nicht, ob sie umgekommen sind oder nicht. Später erfuhren wir aus sicherer Quelle, daß sein Großvater in der Schlacht fiel. In diesem Wirrwar wurde er von einem Engländer gefangen genommen und in das englische Lager gebracht. Von dort aus wurde er mit den andern Kriegsgefangenen nach Wadi Halfa gebracht. — Nach zweitägigem Aufenthalt gieng es nach Kairo weiter, wo sie in der Vorstadt Abbasia in den zu diesem Zwecke hergerichteten Baracken untergebracht wurden. Nachdem sie dort drei Tage einlogiert waren, begab sich der junge Emir nach Kairo, um sich die Stadt, von der er schon soviel in seiner Heimat gehört, anzusehen. Nachdem er so fast den ganzen Tag die Straßen auf- und abgelaufen war, brach die Nacht herein. Da er an den in Kairo gesprochenen Dialect nicht gewohnt war, konnte er sich nur schwer verständigen und deshalb den Heimweg nicht mehr finden. Müde vom vielen Laufen suchte er sich eine Schlafstelle auf, die er aber nicht so gleich fand, da bekanntlich die Gastfreundschaft nicht die Tugend einer Großstadt ist. Denn da heißt es auch: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“ Er dachte, hier in Kairo sei es wie im Sudan, wo die Gastfreundschaft allgemein ist. Doch da hatte er diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er klopfte nämlich an dem Hause eines Pascha an, und wurde von demselben in eigener Person und mit der Pistole in der Hand empfangen. Als er die Waffe sah, nahm er Reißaus und probierte sein Glück an einer Stallthür, wo er von den Stallknechten hinausgejagt wurde. Bei dieser Gelegenheit traf ihn ein Polizeimann, der ihm ein Nachtlager auf der nächsten Polizeistation anwies. Des andern Morgens, als der Polizeicommissär erfuhr, daß sein Gast ein Derwisch sei, ließ er ihn auf das Kriegsministerium führen, wo noch einige Leidensgenossen erschienen; allen zusammen wurde ein Local in dem Hause des Ministeriums angewiesen. Öfters stellte sich unser junger Held dem gewiß aller Welt bekannten Slatin Pascha vor und bat ihn um die Erlaubnis, in seine Heimat zurückkehren zu dürfen; es wurde ihm verweigert. Eines Tages, als der Junge von neuem seine Bitte vortrug, kam dem Pascha der Gedanke, denselben in unserem Institut unterzubringen. Er ließ deshalb einen seiner Schreiber zu sich kommen und befahl ihm, den Jungen zu uns zu bringen. Am 16. Februar d. J. kam er in Gesira an. Als er in das Haus eintrat, bemächtigte sich seiner eine große Angst; er glaubte, sich in einem Hause von Menschenfressern zu befinden, wo er erst fett gemacht und dann geschlachtet würde, wie er die Christen in seiner Heimat schildern hörte. Als er jedoch die vielen Kinder sah, tröstete er sich und gab besseren Gedanken Raum. Er machte sofort Bekanntschaft mit seinen Landsleuten und fühlte sich sehr wohl bei ihnen. In der Schule gibt er sich sehr viel Mühe und macht wirklich erfreuliche Fortschritte. Auch fieng er an, am Harmonium zu spielen. Er ist sehr anhänglich an alle Väter und Brüder. Auch verlangte er schon öfters inständig die hl. Taufe, auf die er sich mit Erlaubnis der Obern vorbereitet und welche er mit andern am Feste der Unbefleckten Empfängnis erhalten wird.

Aus dieser Erzählung kann der geneigte Leser ersehen, wie die göttliche Vorsehung diesen Jungen mehreremal in Todesgefahr beschützt hatte, um ihn aus den Banden des Satans zu befreien und einen, wie wir hoffen, eifrigen Christen aus ihm zu machen, vielleicht der einzige seines Stammes. Hoffentlich wird ihn Gott vor allem Bösen bewahren und aus ihm dereinst einen eifrigen Verbreiter seines hl. Glaubens hervorgehen lassen zum Besten seines Volkes.

Br. Karl Antoni, S. d. h. S.

Von Kairo nach Chartum.

Reiseskizzen aus Ägypten und Sudan.

Von P. F. Kav. Geyer, F. S. C.

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns noch übrig, ein Wort über die Vegetation der Umgebung Chartums zu sagen. Die Vegetation beschränkt sich auf die Flussufer und die Nähe der Brunnen. Das großartige Leben in culturhistorischer, commerzieller und religiöser Hinsicht, von dem heute noch die zahlreichen Ruinen des Niltales und speciell im Sudan die Trümmer von Meroë und Soba ehrwürdige Zeugen bilden, läßt uns auf eine frühere rege Agricultur in diesen Gegenden schließen. Mit dem Falle jener Reiche und Monimente begann auch



Stadt Khartoum. Unsere Missionskirche daselbst.

der Rückfall von der weisesten Staatseinrichtung in faules Nomadenleben, von der trefflichsten Bodencultur in die uranfänglichen Wildnisse, vom bewundernswürdigsten Aufschwung der Künste und Industrie in ein gegenwärtiges Nichts. Das Erdreich ist gewöhnlich Sandboden, an den Flussufern mit tiefem Staub der Nilablagerungen bedeckt. Die Bebauung des Landes hängt vom Eintreten der Regenzeit und Nilanschwellung ab. Im Jahre 1883 war in Chartum der geringste Wasserstand Ende April, und anfangs Mai begann die Anschwellung. An den Ufern des Weißen Flusses tritt das Wasser weiter über die niederen Ufer aus. Etwa Mitte September, sobald das Wasser zurücktritt, beginnt langsam die Aussaat. Ende October, d. i. am Ende der Regenzeit, wird die Durrah gesät, die im

folgenden April reift. Man kennt verschiedene Arten der Durrah; im Sudan baut man meistens Mareg, Baganiah mit weißen Körnern, Fatarita mit schwarzen oder rothen Körnern. Die Ausfaat geschieht, indem man mittelst eines messerähnlichen Eisens am gebogenen Stiel oder mit spitzigem Holze den schlammigen Boden öffnet und das Korn in die Öffnung legt. An den Ufern des Blauen Flusses, die hoch sind und daher vom Nil theilweise nicht überschwemmt werden, geschieht die Bewässerung durch Sakien. An den vom Flusse überschwemmten Stellen gedeiht die Saat rasch. Der zurückgebliebene Nilschlamm enthält sehr fruchtbare Stoffe; es ist nämlich humusreiche, mit Eisenoxyd und anderen Metallstoffen vermischte Dammerde. Der aus dem trockenen Schlamm entstehende Staub ist äußerst fein und dringt in die verschlossensten Räume ein, wie dies jeder, der auf der ägyptischen Eisenbahn gefahren, weiß. Die graue Farbe dieses Staubes sticht contrastvoll von dem gelben, gröberen Wüsten sand aus Quarz und Granitbestand ab.

Auf den durch Sakien bewässerten Ländereien kann dreimalige Ernte erzielt werden; jedoch braucht die Saat längere Zeit zur Reife, da dem Erdreiche die fruchtbaren Stoffe des Nilschlammes fehlen, wie ich bereits weiter oben erwähnt habe. Das Erdreich wird bei der Sakienbewässerung mit einem höchst unpraktischen spizen Eisen aufgelockert (der Pflug ist unbekannt) und der Same in die Erde gelegt. Das gelockerte Erdreich wird geebnet, indem man einen Dattelstamm darüber hinrollt. Das Abschneiden des Getreides geschieht mit einem halbgebogenen Sichelmesser. Am Blauen Nil werden hauptsächlich gepflanzt: verschiedene Arten von Durrah (ähnlich unserer Hirse, *Sorghum vulgare*); Durrah Schami (Art Mais), Gerste (Schair), Erbsen verschiedener Arten (besonders Turmus und Homos), türkischer Weizen, Dohson, eine Hirsenart (*Pennisetum spicatum* = *Panicum holcooides*), aus dem Bilbil bereitet wird; der Indigo gedeiht besonders bei Halfaha; der Ricinus wird an wenigen feuchten Stellen im Süden Chartums cultiviert; ebenso ist der Angol'ob (eine Art Durrah mit zuckerhaltigem Stengel) nicht häufig in der Umgebung Chartums. Sesam, Bohnen und Linsen finden in einigen Gegenden am Blauen und Weißen Fluss Pflege. Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffee werden in geringerem Maßstabe als in Agypten gepflanzt; an den Flußuferu wird Tabak gebaut, der jedoch meistens schlechter Qualität ist und nur von den Eingebornen geraucht wird. Klee (Bersim) und Schiteta, Art rother Pfeffer, zur Würze des Mellah, finden allgemeine Pflege. Unter den Gemüsearten kommen vor: die Bamien, die getrocknet auch zur Nahrung auf Reisen dienen; Melochien (*Corchorus olitorius*), Peditschanen, Zwiebeln, Colocasien, die den Kartoffeln ähnlich schmecken, eine Art Gurken und Rettig; der Kürbis (*Battih*) ist eine Kriechpflanze mit weißen oder gelben, nelken- oder kelschförmigen Blüten, die sich über der jungen Frucht bilden, mit breiten, rauhen Blättern. Der Geruch der Frucht, von der Größe eines Apfels, ist widerlich. Von den Eingebornen wird sie, mit Fleisch gekocht, gegessen. Neben dieser gibt es auch eine veredelte Kürbisart. Zwei Pflanzen sind noch besonders erwähnenswert: die Senna (arabisch Sana-maka, die *Cassia obovata*) hat bedeutende Ausdehnung im Sudan; aus den länglichen Blättern werden Medicamente bereitet und bildet deshalb die Senna einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Die Eingebornen trinken eine Art Thee aus Senna als Purgativ-Mittel. Die Henna (*Lawsonia inermis*), von der ich weiter oben sprach, erfreut sich ebenfalls ziemlicher Ausbreitung.

In den Gärten, deren größte in Chartum jener der Mission und jener der Regierung waren, gedeihen manche europäische Producte vorzüglich. Während der trockenen Jahreszeit erfordern jedoch die Gärten die größte Aufmerksamkeit und sorgfältige Bewässerung. In den beiden genannten Gärten geschah die letztere mit großem Vortheil durch Dampfkraft, worüber ich bereits früher berichtete.

Außer den genannten inländischen Gattungen pflanzte man in den Gärten und Anlagen: Weizen (Gamh), Knoblauch und Zwiebeln, süße Bataten, Radieschen, Wassermelonen, grüne Erbsen, Endivien, Kohl, Salat; die Tomaten waren vom Neger verachtet, da ihre Farbe dem verhassten türkischen Fetz gleicht. Von den europäischen Obstbäumen, auf denen zweimalige Ernte erzielt werden kann, waren in Chartums Gärten zu sehen: Mandeln, Quitten, Oliven, Limonen, Aprikosen, Ananas, Pfirsiche; sogar die Weintraube gedeiht, ist jedoch durch die zahllosen Schwärme von Vögeln sehr gefährdet. Bekanntlich fand der Botaniker Vêcard zwischen dem 13. und 12. Grad eine sudanesishe Weintraube. Die Südfrüchte, wie indische oder Stachelbeigen von den riesenhaften Cactusbäumen, Orangen, die herrlichen Gischten und schmackhaften Bananen sind viel theurer als in Kairo. Für die Citronen-, Granat- und Feigenbäume scheint der 15. Grad nicht mehr die geeignete Heimat zu sein, denn sie sehen kümmerlich aus und stehen den italienischen Genossen an Größe und Pracht weit nach. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Leben einstiger Neger-Sclaven.

6.

Edmund Bischara,

Sohn eines Emirs aus dem Stamme der Baggara.

Gesira, 24. Juli 1899.

Nach im Winter 1896 die englisch-ägyptischen Truppen unter der umsichtigen Führung des berühmten und wohlverdienten Rudolf Elatin Pascha Dongola stürmten und die Derwische siegreich in die Flucht schlugen, daß sie liefen wie die Hasen, wurden viele, deren Beine nicht flink genug waren, eingefangen und als Kriegsgefangene ins Lager geschleppt. Unter diesen befand sich auch eine Negerin mit ihrem etwa 5jährigen Söhnchen. Sie war die Witwe eines bei der Einnahme gefallenen Emirs vom Stamme der Baggara, dessen Namen uns leider unbekannt blieb. Die Baggara oder Rindviehbesitzer waren von jeher die gefürchtetsten Nomaden des westlichen ägyptischen Sudan. Sie bewohnten früher das linksseitige Ufer des Bahr el Arab (Araberfluß). Derselbe erhielt wahrscheinlich seinen Namen von den Bewohnern seines linksseitigen Ufers; denn die Nomaden oder Beduinen, wie wir sie nennen, heißen in arabischer Sprache „el Arab“. Von dort aus unternahmen sie öfters Streifzüge nach den umliegenden Ländern, z. B. nach Kordofan und Darfur im Norden, Gebel Nuba im Osten und Dar Fertit im Süden. Bei solchen Gelegenheiten raubten und plünderten sie, was und wie viel sie nur konnten, zahllose Scharen von Männern, Frauen und Kindern als Sclaven mit sich führend, die sie dann an die Galabba (Sclavenhändler) verkauften, die dieselben auf schändliche Weise

mit sich fort in andere Länder, ja bis nach Ägypten und sogar nach Arabien brachten, wo sie ihre unglücklichen Opfer auf öffentlichem Markte, einem Stück Vieh gleich, an den Meistbietenden verkauften.

Jedoch setzte das Antisclavereigesetz diesem schaudererregenden Verbrechen große Hindernisse entgegen. Die göttliche Vorsehung, die der armen Neger gedachte, schickte auserlesene Werkzeuge hinein in den Sudan, um den Galabba, die meistens vom Stamme der Dschalin abstammen, ihr grausames Handwerk zu legen. Ein solcher war Rudolf Gessi Pascha, ein Mann von eiserner Thatkraft und großer Energie; tausende von Sclaven befreite er, und mehrere hundert von Sclavenhändlern fanden durch ihn den wohlverdienten Tod. Als jedoch Gessi Pascha das Gebiet verließ, kam wieder der Sclavenhandel in Aufschwung, der durch den mahdischen Aufstand nur noch bestärkt wurde. Nach dem Tode des Mahdi wurden diese Baggara von dessen Nachfolger, Abdullahi, der von Geburt aus diesem Stamme angehörte und durch seine grausame, diplomatische Regierung genugsam seinen harten Baggaraschädel zu erkennen gab, nach Omdurman berufen, wo sie sich als Herren des Landes ausgaben und, vom Chalifen bevorzugt, sich der größten Vorrechte erfreuten.

Dass sich unter rohen Menschen auch einige gute Seelen finden können, ist ja eine bekannte Thatsache. Deshalb glaube ich, annehmen zu können, dass der Vater oder die Mutter unseres kleinen Bishara oder alle beide im Grunde genommen recht gute Leute waren. Der Vater (ein Emir) fiel im Gemüthe der Schlacht. Nun war die Frau desselben mit ihrem Söhnchen und vielen anderen Derwischen in Dongola eingeschlossen. Dort bekamen sie vom Kriegsministerium das Nöthigste zu ihrem Unterhalt, weshalb sie bald einsahen, dass die Ägypter und die Engländer doch keine Menschenfresser seien, als welche sie im Mahdistenreich und von den Fakis und Derwischen verschrien waren. Einige Tage nach der Einnahme von Dongola, nachdem sich die Derwische in ihrem neuen Heim ein wenig eingerichtet hatten, begab es sich, dass die Mutter des Bishara mit ihm an den Fluß gieng, um dort ihre Wäsche zu waschen. Jedoch o Schreck! Als die Frau eine Weile wusch, verschwand sie plötzlich vor den Augen ihres Kindes; denn ein Krokodil schlich sich unbemerkt heran und zog sie mit sich in den Abgrund, um sie dort zu verzehren. Der arme Junge, der dies alles mitansah, war ganz untröstlich über den Verlust seiner geliebten Mutter. Am Ufer stehend, weinte er bitterlich, so dass er bald das Mitleid der auf sein Geschrei herbeigeeilten Leute erregte. In dieser Lage wurde er von einigen Engländern gefunden, die sich auch in ihrer Barmherzigkeit des armen Knaben annahmen und ihn mit sich ins Lager führten, wo sie ihn ihrem Commandanten Stain Pascha vorstellten. Derselbe nahm sich des Kleinen väterlich an und führte ihn mit sich nach Kairo, wo er ihn, da er selbst keine Familie hatte, der Lady Cromer, Gemahlin des Vertreters der englischen Regierung, zum Geschenke überreichte. Die hohe Dame war sehr erfreut über dieses Geschenk und nahm sich vor, an dem kleinen Waisen Mutterstelle zu versehen. Nicht nur die gnädige Frau, sondern das ganze Haus gewann den Kleinen bald lieb wegen seiner Anhänglichkeit und seines zutraulichen Wesens, das er jedem gegenüber hatte. Man kaufte ihm die schönsten Spielsachen und kleidete ihn in ein schönes Derwischkleid; auch bekam er ein kleines sudanesisches Schwert und eine kleine Lanze, womit er sich im Garten herumtummelte und die Zeit vertrieb. Kurz, er war die Seele des Hauses. So vergingen einige glückliche Monate für Bishara.

Jedoch „es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem Wechsel des Mondes“; so gieng es auch hier. Da nämlich der Junge nicht englisch verstand und die Damen des Hauses im Arabischen nicht genügend bewandert waren, so gedachte die hohe Frau, ihren Schützling in unserem Institute unterzubringen.

Sie übergab ihn zu diesem Zwecke dem österreichischen Gesandten, Herrn Baron von Heidler-Egeregg, welcher auch die Güte hatte, ihn zu uns zu bringen. Dies geschah am 10. April 1897. Nachdem sich Bishara bewußt war, daß er hier bleiben sollte, wurde es ihm schwer ums Herz; er weinte bitterlich. Nach und nach beruhigte er sich, denn die anwesenden Kinder nahmen ihn in ihre Mitte und versuchten sich mit ihm zu unterhalten. Dies ist so ihre gewöhnliche Art, die neu angekommenen Kameraden, die den Verlust der Mutter nicht so leicht überwinden können, zu zerstreuen. Nach kurzer Zeit jedoch gelingt es ihnen, den Neuangekommenen zu zerstreuen und an sich zu fesseln. Auch Bishara vergaß bald seinen Schmerz und sieng an, sich unter seinen Landsleuten behaglich zu fühlen.

Im ersten Jahre seines Hierseins tummelte er den ganzen Tag mit seinen Altersgenossen im Hofe herum. In der größten Sommerhitze ward er nicht müde



P. Heinrich Seiner, F. S. C.

Br. Johann Kobinger, S. d. h. S.

Antislavereicolonie Gefira: Gruppe von Negerknaben.

(Nach einer Photographie des Hochw. P. Karl Tis, apost. Missionär.)

herumzuhüpfen und zu springen. Er war stets der munterste und auch der wildeste seiner Kameraden. Ein helles, fröhliches Lachen klang den ganzen Tag von seinen Lippen. Seinen Vorgesetzten war er eine wahre Klette, den ganzen Tag zapfte er sie am Talar. Er liebte jedermann und wurde deshalb auch von jedem geliebt. Ein schöner Zug an ihm war seine Genügsamkeit beim Essen; er wollte nichts besseres haben als die anderen Kinder hatten. Da man ihm im Anfange etwas besseres geben wollte, weil man dachte, er sei durch den Aufenthalt bei der herrschaftlichen Familie nicht mehr an seine heimatliche Kost gewöhnt, protestierte er immer dagegen, ja er vertauschte oft sein Weißbrot mit den Durrahfladen der Kinder, bis man ihn behandelte wie die andern. Er brachte stets einen riesigen Appetit mit sich ins Esszimmer, weshalb er sich auch stets einer ausgezeichneten Gesundheit erfreute. Jedoch jedesmal, wenn er auf einige Tage zum Besuche zu Lady Cromer gieng, bekam er ein wenig Fieber, und als eine der Gesellschaftsdamen fragte, wie das kommen möchte, antwortete ich ihr, daß die Afrikaner aus grobem

Schrott und Korn sind, weshalb man sie nicht so zärtlich behandeln dürfe wie die Europäer, was der Dame auch einleuchtete. — Lady Cromer kam einigemal selbst hierher, um nach dem Kinde zu sehen, und während ihrer Abwesenheit von Kairo ersuchte sie brieflich das Personal ihres Hauses, zu sehen, wie es ihrem kleinen Liebling gienge. Selbst nachdem die gnädige Frau letzten Herbst in ein besseres Jenseits eingegangen war, wurde Bischara mit Erlaubnis von Lord Cromer von den Familienangehörigen zur Weihnachtsfeier eingeladen.

Nachdem er so ungefähr ein Jahr mit Spielen hier zugebracht hatte, begann er die Schule zu besuchen. Im Anfange fiel es ihm ungeheuer schwer, in derselben sich ruhig zu verhalten, weshalb er manchmal mit dem Stock Bekanntschaft machte, wie es ja auch uns in diesen Jahren passierte. Nach und nach aber legte sich sein Übermuth, und er fieng an zu lernen. Ungefähr nach einem halben Jahre begann er schon selbständig im ABC-Buch zu buchstabieren. Hoffentlich wird sich sein Verstand noch mehr entwickeln und er ein tüchtiger Schüler werden.

Als Bischara, nichts ahnend, sein gewöhnliches Leben führte, entschieden andere über seine Zukunft. Nämlich eine reiche kinderlose deutsche Familie wünschte einen kleinen Negerknaben an Kindesstatt anzunehmen. Aus diesem Grunde wandte sich dieselbe an Herrn Dr. med. Adalbert v. Hebertanz, einen Mann, der sich vor Gott und den Menschen wegen seiner großen Nächstenliebe schon viele Verdienste erwarb und trotzdem er früher einen hohen militärischen Rang in der österreichischen Armee besaß, doch seinen katholischen Glauben zu wahren wußte, was leider heutzutage sehr selten vorkommt. Dieser gute Herr dachte sofort an unseren Bischara, für den er stets ein reges Interesse zeigte. Er wendete sich deshalb an Lord Cromer und an den Obern unseres Institutes, um die Erlaubnis zur Abreise des Kindes zu erlangen, welche ihm auch gewährt wurde. Da Bischara schon ziemlich den Katechismus konnte, erhielt er am 17. Mai d. J. die hl. Taufe mit dem Namen Edmund Adalbert, und am 19. Mai reiste er in Begleitung der wohlwollenden Familie v. Hebertanz nach Europa ab. Nach einer stägigen Fahrt langte er in Graz an, wo er von seinen neuen Pflegeeltern empfangen wurde. Hoffentlich wird er den Wünschen seiner Wohlthäter entsprechen und ein braver Junge und später, so Gott es will, ein tüchtiger Mann werden.

Dr. Karl Antoni, S. d. h. S.

Verschiedenes.

Auf S. 191 bringen wir unseren werten Lesern ein Gruppenbild aus der Negercolonie Gefira, aufgenommen von unserem Missionär P. Karl Tiz. Hochw. P. Heinrich Seiner, F. S. C., und Br. Johann Kobinger, F. S. C., sind unseren Lesern bereits dem Namen nach bekannt als treue Mitarbeiter am „Stern der Neger“.



Einladung zur Bestellung

der illustrierten Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika

„Stern der Neger“

herausgegeben vom Missionshaus der „Söhne der hlst. Herzens Jesu“ in
Mühlbad bei Brixen (Tirol).

Mit Juli 1899 begann der „Stern der Neger“ das zweite Halbjahr des II. Jahrganges. Die Zeitschrift, welche am Ende jeden Monats erscheint, bringt Aufsätze und Abhandlungen über die Neger, ihre Christlichmachung und Civilisierung, sowie Besprechungen von Ereignissen, welche das ewige und zeitliche Heil, Wohl und Wehe der Neger berühren, ferner Originalbriefe, Mittheilungen und Nachrichten unserer Missionäre in Afrika, endlich die wichtigeren Begebenheiten aus unserer Congregation, sowie aus unserem Missionshause. Als Organ der „Söhne des hlst. Herzens Jesu“ und ihres Missionshauses, das dem Herzen Jesu geweiht und unter den Schutz unserer Lieben Frau gestellt ist, wird der „Stern der Neger“ bei seinem jedesmaligen Erscheinen das hlst. Herz Jesu und die allerjeligste Gottesmutter durch irgendeinen Artikel verehren oder auch etwas zu Ehren der hl. Familie bringen, die den Boden Afrikas durch ihre Gegenwart geheiligt hat.

Durch die Gnade Sr. Eminenz des hochwürdigsten Cardinals Gruscha, Fürsterzbischofes von Wien, wurde unsere Zeitschrift zum Organ des „Marien-Vereines für Afrika“ gewählt, und wird dieselbe daher auch die wichtigsten Mittheilungen aus diesem althehrwürdigen und um unsere Mission hochverdienten Vereine bringen.

Den Text erläutern Abbildungen aus unseren Missionsstationen, Land und Leuten des Missionsgebietes.

Die nun erfolgte **Erstlichung des Sudan** öffnet unserer Congregation einen ungeheuren Wirkungskreis: derselbe reicht vom rothen Meere bis nach Adamaua und vom ersten Nilkatarakt bei Assuan bis an den Albert-Nyanza-See: ein Land voll Wunder und Seltenheiten in Natur-, Thier- und Pflanzenwelt, wo 40 Millionen Menschen ihr Heil erwarten. Dieses Gebiet dem liebevollen Herzen Jesu zu gewinnen, ist Aufgabe der Congregation „Söhne des hlst. Herzens“. Die erweiterte Missionsarbeit wird uns in Stand setzen, unsern Lesern eine Fülle von Erlebnissen und Erfahrungen zu berichten, die das opferfreudige Wirken der Missionäre umfaßt, und dies in einem Gebiete, das unter allen afrikanischen Ländern durch die jetzige Lage der Dinge in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt ist. Möchten sich recht viele Berufene für diese Missionscongregation melden! Wer sich berufen fühlt, möge sich behufs Aufnahme vertrauensvoll an den unterzeichneten Obern des Missionshauses des hlst. Herzens Jesu in Mühlbad bei Brixen (Tirol) wenden!

Wir bitten aber auch alle, die es vermögen, durch Bestellung des „Stern der Neger“ unsere heilige Sache unterstützen zu wollen.

Der jährliche Preis beträgt mit Postversendung 1 fl. 50 kr. Ö. W. (3 Mark); für das Halbjahr, Juli—December 75 kr. Wir bitten recht herzlich, die Bestellungen bald uns zukommen zu lassen.

Bestellungen erbittet und nimmt entgegen

Das Missionshaus der Söhne des hlst. Herzens Jesu
in Mühlbad bei Brixen (Tirol).

P. S. X. Geyer, F. S. C.

Aufnahms-Bedingungen

der Congregation der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Die Congregation besteht aus Ordenspriestern und Ordenslaienbrüdern.

Es werden in dieselbe außer Priestern aufgenommen Studenten und Laienbrüder. Hierzu wird von der Regel erfordert:

1. Für Studenten: daß sie wenigstens 16 und nicht über 34 Jahre alt, von guter körperlicher Gesundheit, hinreichenden Fähigkeiten, gediegem und beständigem Charakter, von habitueller guter Aufführung, frei von Schulden und Familienhindernissen sind; ferner, daß sie nie in Missionen gewesen sind und nie einer anderen geistlichen Genossenschaft angehört haben, daß sie den aufrichtigen Willen besitzen, Ordensleute zu werden und sich für immer der Mission zu weihen; daß sie so viele Studien gemacht haben, um regelrecht der Philosophie und Theologie sich widmen zu können, zum mindesten jedoch, daß sie die 5. Gymnasialclassse absolviert haben.

2. Für Laienbrüder: daß sie das 20. Jahr vollendet und das 30. nicht überschritten haben, feste Gesundheit und körperliche Kräftigkeit, offenen Sinn und gesunden Verstand, Kenntniß irgend einer mechanischen Kunst oder eines Handwerkes, genügenden Unterricht und Befähigung, um an Ort und Stelle fremde Sprachen zu erlernen, besitzen; daß sie von bürgerlichen und militärischen Verpflichtungen und von Seite ihrer Familien frei sind, keine Schulden oder sonst, Verpflichtungen welcher Art nur immer haben; daß sie noch nicht in Missionen gewesen sind und keiner anderen geistlichen Genossenschaft angehört haben; vor allem aber, daß ihre sittliche Aufführung derart ist, daß man mit Grund Gutes von ihnen hoffen kann.

Alle müssen zwei Jahre Noviziat machen, worauf sie, wenn nach dem Urtheile der Obern kein Hindernis entgegensteht, die heiligen lebenslänglichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen. Die Studenten setzen dann ihre Studien für das Priesterthum fort.

Beim Eintritt in die Congregation muß jeder eine bescheidene Ausstattung an Kleidung und Leibwäsche mit sich bringen und soviel Geld, als zur Rückkehr in die Heimat erforderlich ist, wenn solche aus einem triftigen Grunde sich als nöthig erweisen sollte.

Nach ihrem Eintritte, seien sie Studenten oder Laien, übernimmt das Institut ihre Versorgung in allem Nöthigen, in Gesundheit und Krankheit, wie für seine Söhne.

Behufs Aufnahme in die Congregation ist an den P. Rector des Missionshauses der Söhne des hlst. Herzens Jesu in Mühland bei Briren (Tirol) Folgendes einzusenden:

1. Ein Aufnahmsgesuch mit kurzer Lebensbeschreibung und der Erklärung Ordensmann und Missionär für die Eger lebenslänglich sein zu wollen;
2. das Zeugniß des Bischofs der eigenen Diöcese;
3. das Tauf- und Firmungszeugniß;
4. ein Sittenzeugniß, ausgestellt vom eigenen Pfarrer;
5. ein ärztliches Gesundheitszeugniß;
6. (bei Minderjährigen) die Zustimmungserklärung des Vaters oder Vormundes;
7. (bei Studenten) die Zeugnisse der absolvierten Gymnasialclasssen, besonders der letzten;
8. (bei Laien) im Gesuche angeben, ob sie ein Handwerk verstehen.

